





MAGDALENA KOŽENÁ

»Manchmal vergesse ich, dass ich gerade auf einer Bühne stehe. Ich verlasse meinen Körper und reise zu einem anderen

Schon mit drei Jahren war ich gefesselt vom Klang des Klaviers, das in unserem Kindergarten stand. Ich war ein merkwürdiger Käfer damals. Ich spielte kaum mit anderen Kindern und lag gleichzeitig darauf, dass ich keine Freunde hatte, weil mich alle als sonderbar empfanden. Umso mehr blühte ich mich in die Musik. Sondern ich denken kann, kann ich mich in ihr besser aus-

Häufig wurde ich gefragt, ob ich damals da von geträumt hätte, einmal an der Met in New York zu singen. An welcher Met? Als Teenager wusste ich, dass es eine Scala in Mailand gab, aber schon die gehörte für mich zum Universum jenseits meiner Träume. Wenn ich von etwas träumte, dann von einem Auftritt im Nationaltheater in Prag. Ich habe ich keine, bis ich 19 war. Ich

Vor großen Konzerten träume ich manchmal, ich sitze in meiner Garderobe, und wenige Minuten vor dem Auftritt lege mir jemand die Noten für ein Requiem hin, die ich noch nie gesehen habe. Ich streife mit dem Finger nur flüchtig über die Seiten, da klopft es auf meine Stirn, und die Bühne. Das ist

DIE ZEIT



ZEITUNG FÜR POLITIK • WISSENSCHAFT • WISSEN UND KUNST



WOCHEENZEITUNG FÜR POLITIK • WISSENSCHAFT • WISSEN UND KUNST



Wo bleibt die Zeit?
Zeit scheint schneller zu verstreichen. Und der Zeitschub ist so hoch, dass noch nie ein so großes Gelingen kam. Die Langsamkeit der Zeit zu entdecken.
VON CHRISTIAN SCHMIDT, 10. DEZEMBER 2006, S. 13-14

Welt ohne Schutz

Kann für Sicherheit sorgen? Amerika besitzt die Macht - hat aber das Vertrauen verspielt VON JOSEF IOFFE

Ein Jahr des Mauerfalls und der zusammengebrochenen Weltmacht macht der US-Wissenschaftler Francis Fukuyama weltweit Fantasie mit seinem Essay *Das Ende der Geschichte*. Seine Theorie des liberalen Weltreichs verleiht auch der großen Krieg der Ideologien, übrig bleibt die kapitalistische Demokratie als Alleinvertreter über die Zukunft.
Ich schrecklicher Irrtum! Tatsächlich ist das aus, als hätte die Geschichte sich über die Diktaturen gelacht, und die Marktwirtschaft triumphierte. Doch die Schwäche nach dem Ende der großen Ideologien, die Welt wechsellagernd die Platte, vom Ort der Revolution zum Ort der Demokratie, ist eine anthropologische Konstante. Welt kehrt die *«Geschichte»* geschwind zurück. Die Kapitalismuskritik greift zur Weltisierung, die Attacke gegen den Liberalismus wechsellagernd die Platte, vom Ort der Revolution zum Ort der Demokratie, ist eine anthropologische Konstante. Welt kehrt die *«Geschichte»* geschwind zurück. Die Kapitalismuskritik greift zur Weltisierung, die Attacke gegen den Liberalismus wechsellagernd die Platte, vom Ort der Revolution zum Ort der Demokratie, ist eine anthropologische Konstante.

keine Präzisionswaffen, per Handy gesteuerte Straßenbomben reichen aus, um den Besitzer mit asymmetrischer Kriegsführung zu terrorisieren.
Andererseits fehlt der imperialen Republik Amerika das imperiale Temperament, die jahrhundertlange Geduld und Opferbereitschaft, um sich fern vom eigenen Land durchzusetzen - siehe auch Somalia und Vietnam; davon erging es Frankreich in Indochina und Algerien gleich. Und deshalb kann jetzt jeder ostentative Despot lächeln auf den Irak und Gaza sagen: *«Wah! Ich immer noch ihre Wälder!»* sollen wir sie weiterhin hoffen?
So einfach ist es nicht. Von den 19 Terroristen des 11. September stammten 15 aus Saudi Arabien, einer iranischen Klyptokratie, die außer Öl nur Millionen junge Männer ohne Jobs und Zukunft produziert. Das sind die wahren Wurzeln der Terroristen, aber die Sache ist nicht hoffnungslos, wie die Türkei und Malaysia beweisen: islamische Länder mit fortdauernder Wirtschaft und funktionierender Demokratie. Das trägt auch die kleinen Golfstaaten, die sich schrittweise liberalisieren. Das bedeutet:

das viel effektiver mit Öl und Gas als einst mit Panzern und Raketen. China? Das ist eine wichtige revolutionäre Macht, die nach Vietnam, aber nicht nach Vietnam greift; die Kombination mit Amerika liefert sie hinan, um dem Schicksal Deutschlands und Japans im 20. Jahrhundert zu ergehen. Sonst noch jemand, die UN vielleicht? Sie sind Billionen, nicht Atom.
Bleibt also die letzte verbliebene Supermacht, die 50 Jahre lang das Übergewicht am Südpazifik der liberalen Weltordnung war, um ein Wort Bushs über Deutschland: *«Die Rolle in Europa aufzugeben»*. Lange hat Amerika regionale Sicherheit produziert und als Stütze der Freiheit und der Weltordnung fungiert. Mit dieser Verantwortungspolitik heißt Amerika in der Ära Bush nicht mehr. Von den Karren der Diktatur befreit, hat es wie ein aufstrebendes China agiert. Es hat die internationalen Institutionen verlassen, die es einst begründet hat. Die Gemeinschaftliche in der globalen Wirtschaft und Innenpolitik eines schützenden Bl. ja Unlöslichkeit prophezeit.
Freilich wurde dieses Heile der Weltordnung zu ihrem Problem, der Manager zum Monarchen. Jetzt: Nach wie war Amerika physische Macht so groß, nach wie seine Legitimität so klein. Amerika ist radikalisiert. Klingt New York-Kolumbien. *«Faded Zakeria»*. Das sagt ein Grund zur Genugtuung sein, aber nicht zum Jubeln. Denn schließt man sich als ein Überlebender in ein schwaches, präkolumbisches und selbstverleugertes Schicksal.

Gutes altes Jahr

WM-Rausch und Jahrhundertssommer. Hat wirklich die Kunst zu leben entdeckt? VON ...

Nachdem, beim Verlust der Weltmacht, beim Verlust der Einseitigkeit, nach dem großen Sommer, vielleicht das europäische der ganzen deutschen Nachkriegsgeschichte. Zwei Deutschlandflüchtlinge für Ansehen, die Produkte des Jahres 2006, brachten leicht zugegebenen hinter dem Lack für Herbst hervor. In es das, was vom Rausch der Weltwirtschaft und einem Jahrhundertssommer übrig geblieben ist. Paradoxerweise auf Halbzeit, verweilte Baggervogel? Die Veranstaltung jedenfalls, die Filmchen nach einem Fernsehabend, schmeckt ziemlich absonderlich. Aber wie nicht auch die vertriebe erfüllt werden, wie Anfang des Jahres für die *«Top-up-Übersicht»* nach der Produktion der Deutschlandflüchtlinge eines Kleinwunders bezeugt hier?
Nicht nur in dieser Zeitung lautet die Bilanz der Weltwirtschaft: Das Land ist ein anderes geworden. Ferner zu wirtschaftlichen Reformen über im Fußball von Fußballförderung der Reformen liegen Klammern unermesslich erfolgreich waren, legitimierungsfähig, nur sich im Fernen, ohne geschickterweise oder gar nationalität zu sein, sondern gar selbstständig. Nun, am Ende des Jahres, mehr auch für das nicht nur die gefällige, sondern die tatsächliche Lage der Nation immer anders geworden ist. Die WM sollte bei Abhängigkeit zu anschauen, brachte dem Zuschauer

Unsere Wü...
Das nächste...
der ZEIT...
Eine W...
»N...
bei...
Erstma...
Vorstar...
Schme...
Verantw...
WIRTS...



ZEIT: Und welche Ziele haben Sie nicht erreicht?

Winnacker: Ich habe die Tüchtigkeit des deutschen Wissenschaftersystems unterschätzt. Die Habilitation, letztlich ein Herrschaftsinstrument abgedienter Professoren über den Nachwuchs, gibt es immer noch. Für die klinische Forschung herrschen in Deutschland fast überall beklagenswerte Rahmenbedingungen. Fast ein Wunder, dass sie dennoch so viel Gutes produziert. Da haben wir alle paar Jahre eine mahnende Denkschrift veröffentlicht, doch geändert hat sich wenig.

ZEIT: Wo sehen Sie die Gründe?

Winnacker: Für junge Mediziner ist Forschung eine Art Kavaliersdelikt, das man in der Nacht oder am Wochenende begibt. Gleichzeitig zählt für den Ruf auf eine Professur nur der Impact-Faktor, also Zahl

und Einfluss der veröffentlichten Forschungsergebnisse. Früher mag dieser Spagat gelungen sein. Die Anforderungen moderner klinischer Forschung verlangen aber eindeutig neue Strukturen, wenn wir denn international mithalten wollen.

ZEIT: Ist das Ihre größte Sorge?

Winnacker: Ja, denn dieses Problem geht über die klinische Forschung hinaus. Wir sind trotz einiger Verbesserungen nicht fit für den Nachwuchs. Die jungen Leute sind das Rückgrat der Forschung. Die DFG hat ihre Nachwuchsförderung in den vergangenen Jahren ständig weiterentwickelt und neue Freiräume für den Nachwuchs geschaffen. Doch unsere Möglichkeiten sind begrenzt. Irgendwann müssen die Universitäten beziehungsweise die Fakultäten übernehmen. Doch hier läuft es. Viel zu

zögerlich haben die Hochschulen zum Beispiel die Chance der Juniorprofessur ergriffen. Und wo sie eingeführt wurde, belassen die Universitäten die jungen Leute mit einem Übermaß an Lehre.

ZEIT: Wie wird sich der European Research Council von der DFG unterscheiden?

Winnacker: Das politische Umfeld ist natürlich ein völlig anderes. Die Forschungsförderung des ERC jedoch wird dem Grundprinzip der DFG ähneln: Nicht Politiker oder Bürokraten, sondern Wissenschaftler entscheiden über die Forschungsvorhaben von Wissenschaftlern. Im Januar werden wir die erste Ausschreibung starten.

ZEIT: Werden sich die besten Deutschen dann beim ERC und nicht bei der DFG bewerben?

Winnacker: Das ist die interessanteste Frage: Wie ist das Verhältnis des ERC zu den nationalen Institutionen? Zahlenmäßig ist der ERC für die nationalen Förderorganisationen keine Konkurrenz. Er verteilt pro Jahr eine Milliarde Euro, alle anderen zusammen vergeben circa 20 Milliarden. Die Herausforderung für den ERC wird deshalb sein, das zu tun, was die anderen nicht können.

ZEIT: Was wäre das?

Winnacker: Auf europäischer Ebene ist die Nachwuchsförderung noch viel mehr ein Stiefkind des Systems als in Deutschland. Bei uns gibt es immerhin einiges wie die Emmy Noether-Programme oder Max-Planck-Nachwuchsgruppen. Auch die Royal Society in Großbritannien fördert junge Forscher. Aber schauen Sie nach Italien, Frankreich, Griechenland oder Spanien. Da gibt es so gut wie nichts. Deshalb ist das European Molecular Biology Laboratory in Heidelberg eine quasi italienische Institution. Die guten jungen italienischen Molekularbiologen gehen deshalb, denn in Italien haben sie wenig Chancen auf Förderung. In Polen will man jetzt pro Jahr mit zwei Nachwuchsgruppen beginnen. Das ist alles sehr bescheiden.

ZEIT: Ist das die größte europäische Schwäche?

Winnacker: Ja, bei der Nachwuchsförderung, dem wichtigsten Schlüssel guter Wissenschaftspolitik, sind uns die Amerikaner weit voraus. Es gelingt uns nicht, Forscherkarrieren so zu gestalten, dass sie für den Nachwuchs interessant sind. Eine andere Schwäche ist die fehlende Unabhängigkeit der Hochschulen in Europa. In den USA haben wir, groß geschätzt, 4000 Universitäten, von denen nur 100 richtige große Forschungsuniversitäten sind. In Europa erheben alle rund 2200 Hochschulen den Anspruch, große Forschungsuniversitäten zu sein. Das heißt: Das Geld in Europa wird ziemlich gleichmäßig verteilt. Dadurch kommt mit wenigen Ausnahmen international keine so richtig nach oben.

ZEIT: Wie wird der ERC vor den Regelungen der nationalen Wissenschaftssysteme umgehen?

Winnacker: Wir werden so politisches Weibchen wie eine irgend möglich. Wenn ein Gesetz zu

Gründung. Das er jetzt etabliert wird, haben bestimmt noch nicht alle Forscher mitbekommen.

ZEIT: Was hat denn nach Jahren der Diskussion zum Durchbruch geführt?

Winnacker: Die wachsende Unzufriedenheit mit der EU-Kommission. Dem Forschungsförderung hat in der Vergangenheit den Eindruck einer dramatisch überbordenden Bürokratie vermittelt. Hinzu kommt, dass man bisher immer einen Alibipartner aus einem kleinen Mitgliedstaat dabei haben musste. Dieser politische Proporsort bei den Forschern, aber auch bei Unternehmen für Unmut. Zudem hat die EU so wenig Grundlagenforschung finanziert.

ZEIT: Was macht der ERC besser?

Winnacker: Wir sind politischer. Wir versuchen unsere Mittel nicht nach Projekten. Wissenschaftliche Exzellenz ist das einzige Kriterium. Wenn wir gut arbeiten, so die Hoffnung vieler in Brüssel, wird unser Beispiel auf die übrige Forschungsförderung der EU abstrahlen. Genial ist doch, dass im Scientific Council des ERC nur 22 Mitglieder sind, also weniger, als die EU Mitglieder hat. Dieses Signal gegen den europäischen Proporsort hat Symbolkraft, wobei übrigens auch die zudem Elemente des 7. Rahmenprogramms, also nicht nur der ERC, deutlich verbessert wurden.

ZEIT: Was müssen die Europäer in der Wissenschaft tun? Mehr investieren?

Winnacker: Es gibt auch um Geld. Natürlich ist das Universitätsystem unterfinanziert, in fast allen Ländern Europas.

ZEIT: Wird Deutschland das von der EU gesteckte Ziel erreichen, drei Prozent des Bruttoinlandsproduktes für Forschung auszugeben?

Winnacker: Eher nicht. Vielleicht sollte man die Leute noch härter hängen und jedes Jahr 0,1 des BIP zusätzlich investieren, damit man dem Ziel doch noch ein wenig näher kommt. Aber ebenso wichtig wie finanzielle sind strukturelle Fragen. Mehrheit ist in Europa noch immer ein Problem. Schauen Sie sich einmal an, wie wenig international die deutschen Universitäten aufgestellt sind. Der Ausländeranteil beträgt gerade vier Prozent. Das ist so wie mit den Euro-Münzen. Wie sehr haben wir eine einseitige im Prozenten.

ZEIT: Mühsam sich nicht auch die nationalen Förderorganisationen viel stärker europäisieren?

Winnacker: Wir haben das in den vergangenen Jahren intensiv versucht. Zum Beispiel mit einem European Young Investigator Award. Aber der europäische Raum ist enorm fragmentiert. In dem einen Land müssen Sie auf Stipendien setzen zahlen, in dem anderen Land bekommen Sie die volle Summe. Hier sind Forscher zwangsläufig krankheitsversichert, dort nicht. Sie müssen zum Teil Gerechtigkeit, um zusammenarbeiten zu können. Wir haben vor einigen Jahren ein Programm namens «Money follows Researchers mobility». Das heißt, wenn jemand umzieht, kann

ein relativ gutes
Geschenk.

STEPHEN HAWKING

Eine kurze
Geschichte der Zeit

